

Kaiser Wilhelm II.

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 37

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640992>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kaiser Wilhelm II.

In einem aus dem Englischen ins Deutsche übersetzten Buche über Wilhelm II. lese ich die folgenden Sätze: „Wer sein Urteil über den Kaiser nach so törichten Büchern bildet, wie: „Das Privatleben Wilhelms und seine Gemahlin“ und den zahlreichen verächtlichen Publikationen, die die Buchhandlungen der Schweiz und Frankreich schänden, ist wirklich bedauernswert. Dem ist die Anregung durch einen herrlichen Ausblick versagt — den Ausblick eines Mannes von großem Charakter und wunderbarer Energie, der die Geschichte eines stolzen Reiches gestaltet.“ Das Buch*) ist zwar schon vor fünf Jahren erschienen; doch glaube ich nicht, daß der Satz von den kaiserfeindlichen Buchhandlungen der Schweiz je zutreffend gewesen ist. Es könnte sich höchstens um welsche handeln. Im Gegenteil, der Beweis liegt vor uns: wir wissen in der Schweiz die Bedeutung der Person des deutschen Kaisers wohl zu schätzen. Mehr als das, wir hegen aus der Entfernung schon im allgemeinen Gefühle der Sympathie für den Herrscher des großen Nachbarreiches, der uns nie anders als freundschaftlich begegnet ist, und wir hegen es in verstärktem Maße von dem Augenblicke an, da er sich leutselig und ungezwungen, mit fast demokratischer Schlichtheit gab, wie sein Fuß zum erstenmal auf dem Perron eines Schweizerbahnhofs abspringt. „Alle Welt regt sich auf, wenn ich reise“: Das Kaiserwort hat sich wieder einmal glänzend bewährt. Es liegt aber hinter dieser Art zu reisen, die nichts verspätet, nichts vergißt, nichts abändert, nichts übersieht, das Unvorhergesehene völlig ausschaltet, mehr als Routine; es liegt dahinter eine ungewöhnliche, imponierende Persönlichkeit, ein fester Charakter. Es liegt dahinter in erster Linie ein starker Wille, das Hauptingredienz einer großen Persönlichkeit. Dieser Wille hat die Organisation geschaffen, in der alles klappt. Organisation ist das Zauberwort, das Deutschland so mächtig gemacht hat. Gewiß hat nicht Wilhelm II. alles und jedes allein geschaffen: das Heer, die Marine, den Staatsorganismus. Alle haben daran gearbeitet: seine Vorfahren vom großen Kurfürst an, die großen Staatsmänner, das ganze deutsche Volk. Aber das muß jeder, auch der Gegner und Feind zugestehen, Wilhelm II. ist die Spitze dieser Organisation und, insofern man den Sinn für Ordnung und Ernstigkeit und Schneid als Merkmal des deutschen Geistes betrachtet, der Prototyp des Deutschtums, seinem Volke ein Vorbild in seinem ganzen Wesen und in all seinem Tun.

Vorbildlich — gewiß nicht nur für den Deutschen — ist die Art, wie dieser hohe Herr seinen Tag einteilt. Er nützt den Morgen, die Miße, jede Minute. So bringt er eine Arbeitsleistung zustande, die nur ganz großen Arbeitern in dem Umfange gelingt. Neben den Staatsgeschäften, die ihn, wie kaum einen andern Herrscher mehr in Anspruch nehmen, findet er Zeit zu wissenschaftlichen Forsch-

ungen, zu Kunstübungen, zum Sport, zur Pflege des Familienlebens. Gerade hierin vorbildlich zu sein, ist sein vornehmstes Streben. Er hat mit Hilfe einer diensteifrigen und speditiven Kunst, der Photographie, seinem Volke jenen Sinn für das Familienleben eingepflanzt, der, indem er die kaiserlichen Familienidylle bildhaft vor Augen hat, den sorglichsten Vater, die treueste Mutter, sechs gesunde schlanke Söhne, eine wohlgeartete Tochter, der nicht in letzter Linie steht unter den Faktoren, die die staatszerhaltende Fruchtbarkeit des deutschen Volkes begründen.

Mit dem außerordentlichen Arbeitswillen verbindet sich im Charakter des deutschen Kaisers ein ungemein vielseitiges Interesse, das diesen Arbeitswillen immer neu befruchtet und stärkt. Die Vielseitigkeit Wilhelms II. grenzt ans Geniale; sie liegt nicht nur in seinem Schicksal, das ihn zum Monarchen, zur maßgebenden Persönlichkeit geboren hat, sie liegt auch in seiner Begabung und in seiner seelischen Anlage. Wilhelm II. ist von einem untrüblichen Optimismus erfüllt. Er ist überzeugter Christ und ebenso fest wie an Gottes Dasein und Güte, glaubt er an sich und seine gottgewollte Sendung. Darum ist ihm die Macht Lebensbedürfnis, die Macht, die alle Lebensfäden der deutschen Nation in seinen Händen enden läßt. Darum will er auch alles wissen und können.

Wir finden ihn eines Tages bei der Audienz des verstorbenen Mr. Alfred Beit, mit dem er die chinesische Arbeiterfrage und die Erwünschbarkeit des Baues einer doppelten Eisenbahnlinie von der Tiger-Bai in portugiesisch Westafrika durch deutsches Gebiet nach Johannesburg bespricht. Am nächsten Morgen finden wir ihn eingeschlossen in sein Arbeitszimmer, vertieft in Handelsstatistiken oder in Rechnungen seiner Privat-Porzellanfabrik. Am folgenden Nachmittag hören wir vielleicht, daß er Professor Schieman auf einer Fachtour in die norwegischen Gewässer mitnimmt, um für die Inspiration zu neuen glänzenden Artikeln in der Berliner Kreuz-Zeitung zu sorgen. Ein anderes Mal hören wir, daß der Kaiser die Frage der Neuausrüstung seiner Artillerie studiert und mit Fachmännern beredet. Um neuere Vor-



Vom Kaiserbesuch: Kaiser Wilhelm II. im Manövergelände. Rechts Oberst Wille, links Bundesrat Oberst Hoffmann und Oberst von Sprecher.

*) Rowland Thirlmere: „The Clash of Empires“. In der Uebersetzung: „Der Zusammenprall der Weltmächte“, Verlag von N. Curtius, in Berlin.



Vom Kaiserbesuch in Bern. Der Kaiser, Bundespräsident Sorrer und das Gefolge schreiten am Bahnhof die aufgestellte Ehrenkompagnie ab. (Phot. Pleyer & Stohl, Zürich.)

kommissionen zu zitieren: Mit dem Herrn Bundesbahndirektor unterhält er sich angelegentlich über das schweizerische Eisenbahnwesen. In seinen Gesprächen mit dem Herrn Bundespräsidenten, den Armeekommandanten und Obersten weist er sich aus über gründliche Kenntnisse unserer Staats- und Wehrverhältnisse. An die Genferdeputation, die ihm im Berner Münster vorgestellt wird, richtet er verständige Fragen über den Stand des Reformationsdenkmals.

Wie der greise Monarch in der Wiener Hofburg, beherrscht oder spricht doch wenigstens auch der deutsche Kaiser mehrere Sprachen. Man weiß, daß er in den Klassikern gut zu Hause ist. Das Studium der Geschichte ist eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. Er kann malen, er versteht sich auf die Bildhauerkunst. Sein „Sang an Megir“ wird in Deutschland viel gesungen. Er spielt Schach, bessert die elektrische Leitung aus, hält Sonntags seinen Matrosen auf der „Hohenzollern“ eine Predigt.

Es will vielen scheinen, die Bewunderung der kaiserlichen Vielseitigkeit müsse da aufhören, wo er in Fragen der Kunst seine Autorität in die Wagschale lege. Kunst verträgt nur die Autorität des Königs; über diese verfügt der Kaiser nicht. Dagegen ist wohl nichts einzuwenden. Nur das kann gesagt werden, daß in Deutschland auch die nichtkaiserliche Kunst wohl gedeiht. Was verschlägt's, ob wegen oder trotz des ausgesprochenen Kunstbedürfnisses des Kaisers?

Es ist richtig, daß Wilhelm II. von seiner nächsten und nähern Umgebung verwöhnt ist. Ein Wort, ein Wink, ein Wunsch und die Sache ist geschehen. Von Krupp, dem großen Kanonenkönig erzählt man sich, daß er die Aufforderung zur Beschickung der Weltausstellung in Chicago höflich, aber bestimmt abgelehnt mit der Begründung, er habe keine Aussicht, in Amerika Kanonen zu verkaufen und es koste ihn zuviel. Dem Kaiser aber liegt daran, daß die bedeutendsten Firmen seines Landes an den internationalen Ausstellungen vertreten sind. Einige Zeit nachher besuchte er die Kanonenwerke in Essen, da fragt er den Wirt, ob er irgend etwas nach Chicago zu senden beabsichtige. Krupp verneint und erklärt sich. Der Kaiser sagt wie beiläufig: „Es scheint mir, daß ich an Ihrer Stelle ausstellen würde.“ Das genügt. Krupp zog seine Absage zurück. Die Ausstellung ward so groß, daß zu ihrem Transporte besondere Wagen konstruiert werden mußten.

Und so geschieht in tausend und abertausend Fällen. Es wird als Tatsache erzählt, daß, als der Kaiser in einer Ansprache an eine Handelskorporation sein Volk aufforderte, englisch zu lernen — zu Handelszwecken — die Buchhandlungen den Forderungen nach englischen Lehrbüchern kaum noch nachkommen konnten.

Diese Macht über sein Volk, um die ihn jeder Monarch — der japanische vielleicht ausgenommen — beneiden muß, verdankt Wilhelm II. einer Seite seines Optimismus, seinem Patriotismus. Für nichts ist der Deutsche empfänglicher, als für das Lob, das seinem Nationalitätsgefühl schmeichelt. Kaiser Wilhelm II. versteht es, im deutschen Volke die nationalen Ideale, die in die Zukunft deuten, wach zu halten. So hat er als Politiker mehr vielleicht als in andern Fragen, eine Mehrheit des Volkes hinter sich, die seinem Streben Bedeutung verleiht. Das erkennen die Engländer und darum ist für sie der deutsche Kaiser nicht ein Feind, sondern der Feind schlechthin. Mit dem Spürsinn des Bedrohten und Verfolgten bringen sie in die feinsten diplomatischen Gedankengänge des deutschen Feindes ein und decken „Tatsachen“ auf, die die Welt in Staunen setzen durch ihre Neuheit. „Gespensterfurcht“ nennen das lachend die Deutschen. Wer sagt uns aber, was sie dabei denken?

So sagen es die Engländer: Die Deutschen, die in ihrem Kaiser einen Führer von unzählbarer Energie und großer politischer Vorsicht haben, suchen uns die Vormachtstellung aus den Händen zu ringen. Sie werden das Ziel erreichen, wenn sie sich einen sichern Marineausgangspunkt in den östlichen Gewässern gesichert haben. Dann aber werden sie uns auf dem Gebiete der Industrie und des Handels den Rang ablaufen. Auf dieses Ziel hin erzieht Wilhelm II. sein Volk, wenn er ihm beibringt: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser,“ wenn er es glauben läßt, daß Deutschland eine Insel sei. Wenn Deutschland irgendwo uns vorkommt, dann werden wir erfahren, daß es „die schrecklichste und angriffslustigste Macht sein wird, die die Welt je kannte.“

So die Chauvinisten unter den Engländern.

Nun ist aber auf dem Welttheater für reichliche Abwechslung gesorgt. Szene schiebt sich in Szene. Seitdem die sozialistische Organisation in die Welt getreten ist, wurde die gerade Linie der nationalen Entwicklung allüberall verbogen und verschoben. Die vier Millionen sozialdemokratischer Wähler machen die Zukunft Deutschlands trotz Heer und Flotte ungewiß. Das erklärt uns, warum Kaiser Wilhelm II. keinen größeren politischen Feind kennt als die Sozialdemokratie.

Wir müssen zum Schluß kommen. Für uns Schweizer und unsere nationale Existenz ist im Charakter des deutschen Kaisers ohne Zweifel richtig: daß er nicht nur ehrgeizig, machtbedürftig, patriotisch und ritterlich tüchtig ist, wie sein monarchisches Gebahren und sein nationales Streben bezeugen, sondern auch weich im Gemüt, vielseitig in seinen Interessen, klug und diplomatisch, was ihn vor Entschliefungen bewahrt, die ihn zu einem deutschen Napoleon machen könnten. Daß er kein Kriegerheld ist und je länger je weniger sein wird, sondern ein Friedensfreund, das bringt ihn unserem demokratischen Empfinden nahe; das hat uns auch die republikanisch kühlen Herzen erwärmt, da er als Gast bei uns weilte.

H. B.